

Marx' Thematisierung der sozialen Reproduktion

Leerstellen und aktuelle Anknüpfungspunkte in der Debatte um Care

Von Sarah Schilliger

Welche Bedeutung haben Marx' Schriften heute für feministische Fragestellungen? Können wir bei der marxschen Kapitaltheorie ansetzen, um über aktuelle Dynamiken der Care-Ökonomie nachzudenken? Insbesondere seit den 1970er Jahren diskutieren FeministInnen verschiedene Leerstellen und blinde Flecken im marxschen Werk, wenn es um die Thematisierung der sozialen Reproduktion geht. Kritisiert wird dabei, dass Marx eine androzentrische Perspektive auf die Gesellschaft einnimmt und »vor allem einen Teil der Gesellschaft im Blick hat: die männlichen Lohnarbeiter. Damit wird die Erfahrung all derjenigen an den Rand gedrängt, deren Arbeit die kapitalistische Akkumulation weltweit ohne Entlohnung befeuert« (Federici 2017, 86). Gleichzeitig bietet sein Werk eine grundlegende Perspektive zum Verständnis kapitalistischer Ausbeutungsverhältnisse und damit auch inspirierende Bausteine für eine Analyse der aktuellen Rekonfiguration der sozialen Reproduktion. Um Marx im Licht gegenwärtiger Erfahrungen zu nutzen, empfiehlt es sich, »mit Marx gegen Marx« zu denken (Bourdieu 2000, 115). Dies macht Sinn, wenn man bedenkt, dass Marx uns ja kein abgeschlossenes Werk hinterlassen hat, sondern seine Schriften geprägt sind »durch theoretische Ambivalenzen und offene Fragen, an denen wir arbeiten können« (Streckeisen 2014, 21).

Who cares? Die grosse Leerstelle bei Marx

Am Anfang steht eine ganz simple, aber grundlegende Frage: Wenn LohnarbeiterInnen allen Reichtum in der Gesellschaft produzieren, wer produziert dann die LohnarbeiterInnen? Welche Prozesse ermöglichen es ArbeiterInnen, jeden Tag am Arbeitsplatz zu erscheinen, um diesen Wohlstand zu produzieren? Marx erfasst im Kapital Band 1 unter dem Begriff der Reproduktion den Prozess, durch den Arbeitskraft – also die Fähigkeit zur Lohnarbeit – im individuellen wie im gesellschaftlichen Sinn reproduziert, das heisst wiederhergestellt wird. Denn »keine Gesellschaft kann fortwährend produzieren, d.h. reproduzieren, ohne fortwährend einen Teil ihrer Produkte in Produktionsmittel oder Elemente der Neuproduk-

tion rückzuverwandeln« (MEW 23, 591). Die (Wieder-)Herstellung von Leben – jenem des Arbeiters, der Arbeiterin – ist unverzichtbar, immerhin ist diese/r das »dem Kapitalisten unentbehrlichste[s] Produktionsmittel« (MEW 23, 597). Es geht also darum, die Arbeitskraft Tag für Tag nach der Verausgabung und Anstrengung in der Produktionssphäre so zu erhalten, dass sie am nächsten Tag aufs Neue arbeiten und Mehrwert für das Kapital schaffen kann.

Was das aber genau heisst und bedingt, führt Marx nicht näher aus. Es bleibt lediglich der Verweis darauf, dass jeder Arbeiter, jede Arbeiterin Nahrungsmittel, Kleider und andere elementare Güter braucht, um produktiv zu sein: »Zu seiner Erhaltung bedarf das lebendige Individuum einer gewissen Summe von Lebensmitteln. (...) Die Summe der Lebensmittel muss also hinreichen, das arbeitende Individuum als arbeitendes Individuum in seinem normalen Lebenszustand zu erhalten« (MEW 23, 185). Mit dem Lohn kaufen die Lohnarbeitenden alles Lebensnotwendige und reproduzieren sich so über den Konsum von Waren, den andere LohnarbeiterInnen hergestellt haben. Marx geht davon aus, dass der Wert der Arbeitskraft mit dem »Wert der zur Erhaltung ihres Besitzers notwendigen Lebensmittel« identisch ist (MEW 23, 184). Da in der Reproduktionssphäre auch der zukünftige Arbeitskräfte-Ersatz sichergestellt wird, muss der Lohn auch »die Lebensmittel der Ersatzmänner, d. h. der Kinder der Arbeiter« einschliessen (ebd., 186).

Marx betrachtet bei der Wertbestimmung der Arbeitskraft also nur die Sphäre der Warenproduktion. Für die zur Reproduktion der Arbeitskraft notwendige Arbeit, die nicht entlohnt wird, die aber für die kapitalistische Akkumulation von grosser Bedeutung ist, hat er keine Konzeption. Während Marx zum Beispiel »akribisch die Dynamiken der Garnherstellung (...) untersucht« (Federici 2012, 26), lässt er den riesigen Teil von Aktivitäten unbeleuchtet, die in der so genannten privaten Sphäre getätigt werden. Denn bekanntlich ist es mit dem Kauf und Konsum von Waren längst nicht getan mit der sozialen Reproduktion. Die überwiegend von Frauen innerhalb der Familie erbrachten Reproduktionstätigkeiten – Hausarbeit wie Essen kochen, putzen, waschen, flicken, aber auch die Umsorgung von Kindern und die Pflege von älteren oder kranken Menschen – fallen aus Marx' Analyse raus. Marx weist lediglich darauf hin, dass die Umstände, unter denen die ArbeiterInnen ihre Bedürfnisse befriedigen, ein »historisches und moralisches Element« enthalten und von den Gewohnheiten und Ansprüchen der ArbeiterInnen sowie von der »Kulturstufe eines Landes« abhängen (MEW 23, 187). Selbst die generative Reproduktion wird aus dem Bewusstsein gerückt und ohne Bezug auf die Organisation der Geschlechterverhältnisse diskutiert, denn deren Erfüllung kann der Kapitalist laut Marx »getrost dem Selbsterhaltungs- und Fortpflanzungstrieb

der Arbeiter überlassen« (MEW 23, 598) – sprich: Dies regelt die Natur beziehungsweise die Biologie von selbst.

Da Marx den Standpunkt des Kapitals rekonstruiert, fällt bei ihm die Reproduktion in die Kategorie der ›unproduktiven‹ Tätigkeiten: Nicht marktförmig organisierte Tätigkeiten können entsprechend keinen Mehrwert generieren, der durch das Kapital abgeschöpft werden kann. Die Unterscheidung ›produktiv/unproduktiv‹ ist bei Marx also nicht moralisch wertend zu verstehen, sondern lediglich in Bezug auf die Frage, ob eine Tätigkeit einen Mehrwert abwirft, der akkumuliert werden kann.

Warum aber kommt es zu dieser grossen Lücke bei Marx? Nach Silvia Federici ist dies teilweise damit zu erklären, dass Marx das Arbeitsleben des englischen Industrieproletariats beschreibt, bei dem weibliche Hausarbeit tatsächlich nicht so viel Bedeutung hatte: Im England des 19. Jahrhunderts arbeiteten auch die Frauen im Durchschnitt zwölf bis vierzehn Stunden am Tag. Sie hatten dementsprechend sehr wenig Zeit für Hausarbeit: »Die Hausarbeit als spezifischer Zweig der kapitalistischen Produktion lag ausserhalb des historischen und politischen Horizonts von Marx, jedenfalls was die industrielle ArbeiterInnenklasse anging« (Federici 2012, 29). Auch die Pflege von älteren Menschen war kein breit diskutiertes Thema, denn die Lebenserwartung war sehr tief, und die Menschen starben häufig schon in frühem Alter an Überarbeitung (ebd.). Ein weiterer Grund für die Ignoranz von Marx gegenüber Reproduktionsarbeit liegt laut Silvia Federici darin, dass »er einem technizistischen Revolutionskonzept verhaftet blieb« (ebd., 32). Aus dieser Perspektive des technischen Fortschritts wird davon ausgegangen, dass Hausarbeit ein archaisches Überbleibsel ist, das durch die Errungenschaften der Industrialisierung und Automatisierung zunehmend verschwinden wird.

In der Folge blieben Generationen von MarxistInnen blind für die Hausarbeit, und bis heute ist der normative, empirische und politische Bezugspunkt vieler (durchaus der kritischen Theorie verpflichteter) Kapitalismusforscher der männliche (weisse) Erwerbsarbeiter, der ›frei‹ ist von Care-Verpflichtungen. Damit wird »der Zusammenhang von bezahlter Erwerbsarbeit und unbezahlter Care-Arbeit aus der Wissenschaft förmlich ausgeschrieben« (Pühl und Manske 2010, 8). Isabella Bakker (1994) hat das Ausblenden der sozialen Reproduktion als »strategisches Schweigen« kritisiert, bei dem die hierarchische Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern verschleiert und die spezifischen sozialen Erfahrungen und Lebenskontexte von Frauen weitgehend ignoriert werden. Dieses Schweigen ist laut Bakker nicht zufällig, sondern dient wesentlich dem ökonomischen Machterhalt derjenigen, die vom Status Quo profitieren.

Mit Marx gegen Marx denken: Aktuelle Anknüpfungspunkte in der Care-Debatte

Nichtdestotrotz kann uns Marx helfen, wenn es darum geht, soziale Reproduktion im Kapitalismus zu analysieren. Mit Marx gegen Marx denkend kann die Kritik der politischen Ökonomie auf eben jene Bereiche angewendet werden, die Marx weitgehend unberücksichtigt lässt. Zwar blendet Marx die Bedeutung von reproduktiven Tätigkeiten aus, enthüllt aber »zugleich den tatsächlich zwiespältigen Stellenwert dieser Arbeiten in kapitalistischen Wachstumsgesellschaften« (Haubner 2017, 35). Er zeigt auf, wie das Kapital auf die ständige Reproduktion der Arbeitskraft angewiesen ist, denn nur so kann Mehrwert generiert werden. Aus der Perspektive der Akkumulationslogik ist es aber gleichzeitig erstrebenswert, die Kosten für diese Reproduktion möglichst minimal zu halten. Denn je geringer die Reproduktionskosten, desto geringer der Wert der Arbeitskraft, desto niedriger kann die Entlohnung ausfallen, desto höher der Profit für das Kapital. Marx' Analyse ist damit also hilfreich, um zu verstehen, weshalb die soziale Reproduktion im Kapitalismus eigentlich permanent in Krise ist und vernachlässigt wird.

Feministische TheoretikerInnen insbesondere seit den 1970er Jahren stellten den marxischen Blick um, indem sie von der gesellschaftlichen Reproduktion aus auf die (marktvermittelte) Ökonomie schauen. Die Ökonomie muss – so das Plädoyer von Christa Wichterich (2010, 9) – »vom spekulativen Kopf auf die versorgenden Füße gestellt werden«. Dabei geht es in der heutigen Care-Debatte nicht mehr wie bei Marx bloss um die Reproduktion von Arbeitskraft, sondern in einem breiteren Sinn darum, wie eine Gesellschaft die Arbeit organisiert, die dem täglichen Überleben und einem möglichst angenehmen Leben dient.¹ Care-Arbeit (auch unbezahlte Care-Arbeit, die ja nicht in die Berechnung des BIP einfließt) wird dabei als zentraler »Teil der Produktion von Wohlfahrt und Lebensstandard« thematisiert (Madörin 2010, 81).

Ein inzwischen weit verzweigter Forschungsstrang ergründet, was Care-Arbeit von anderen Tätigkeiten (z. B. Industriearbeit) bezüglich ihrer Funktionslogik unterscheidet und inwiefern sich der Charakter von Care-Arbeit verändert, wenn sie unter verschiedenen gesellschaftlichen Bedingungen verrichtet wird. Für eine kritische Analyse der gegenwärtigen Reorganisation der Care-Ökonomie ist dabei das Wechselverhältnis zwischen bezahlter und unbezahlter Care-Arbeit zentral. Während im Zuge des Ausbaus des Wohlfahrtsstaates die permanente Reproduktionskrise durch erweiterte sozialstaatliche Leistungen ein Stückweit abgefedert worden ist, spitzt sich durch den neoliberalen Umbau des Sozialstaates dieser Widerspruch wieder zu. Die Zuständigkeit für menschliche Bedürfnisse wird dabei verschoben und die Grenze zwischen Markt, Staat und Familie

und zwischen bezahlter und unbezahlter Arbeit neu gezogen. Einerseits wird Care-Arbeit zunehmend (re-)privatisiert – und damit individualisiert: Die Verantwortung wird dabei in die Familie – also in die private Sphäre – (zurück)geschoben. So werden beispielsweise heute aufgrund der Einführung von Fallkostenpauschalen PatientInnen früher aus Spitälern entlassen – man spricht von sogenannten blutigen Entlassungen. Die PatientInnen müssen sich zuhause auskurieren und pflegen lassen. Und häufig sind es Frauen, die die Folgen dieses Sozialabbaus im Haushalt abfedern müssen. Andererseits wird Care-Arbeit zunehmend kommodifiziert, d.h. als wertschöpfende Dienstleistung organisiert, die Haushalte käuflich erwerben müssen. Damit wird die soziale Reproduktion vermehrt auch im Hinblick auf den ökonomischen Nutzen betrachtet, den die Erfüllung der Nachfrage abwerfen könnte – Care wird zu einem Investitionsfeld. Ein Beispiel ist die Zunahme der privaten Spitex-Unternehmen, die die öffentlich-gemeinnützigen Spitex-Organisationen konkurrieren und insbesondere mittels tiefer Löhne und prekärer Arbeitsbedingungen Personalkosten einsparen und damit mehr Rendite generieren.

Eine wichtige Ursache der zunehmenden Sparpolitik und Rationalisierung im Care-Bereich ist das, was die feministische Ökonomin Mascha Madörin mit dem Problem der »divergierenden Produktivitäten« umschreibt. Sie spricht damit einen Widerspruch zu der von Marx beschriebenen Industriearbeit an: »Man kann zwar schneller Autos produzieren, aber nicht schneller Kinder aufziehen« schreibt Madörin (2010, 99). Im Care-Sektor sind Produktivitätsfortschritte im Vergleich zum Güter produzierenden Sektor nur beschränkt möglich. Entsprechend sind bezahlte Care-Tätigkeiten ständig Kostensenkungsstrategien unterworfen und werden zunehmend rationalisiert. So müssen beispielsweise PflegerInnen ihre Arbeit unter zunehmendem Zeitdruck verrichten. Die Zerstückelung und Vertaktung von Pflegeleistungen (bekannt z. B. als »Minütelen« bei der Spitex) führen zu Stress, dysfunktionalen Arbeitsabläufen und zu Frustration sowohl bei den Pflegefachkräften als auch bei den Pflegebedürftigen. Für persönliche Gespräche und Zwischenmenschliches bleibt in diesem rigiden Zeitregime wenig Platz – der beziehungsorientierte und kommunikative Aspekt der Care-Arbeit kommt häufig zu kurz.

Andererseits stehen die Löhne und Arbeitsbedingungen von bezahlten Care-ArbeiterInnen stark unter Druck. Mit der Kommodifizierung entstehen neue Ausbeutungsverhältnisse und ein ausgeweiteter Niedriglohnsektor, in dem gering entlohnte Arbeitskräfte aus dem Ausland – wiederum hauptsächlich Frauen – Sorgeleistungen übernehmen, meist unter prekärsten Bedingungen: Sans-Papiers-Hausarbeiterinnen, Au-Pairs oder 24h-Betreuerinnen aus Osteuropa, die rund um die Uhr pflegebedürftige Menschen umsorgen. Dies geht einher mit einer globalen Ungleichver-

teilung von Sorge, wie das Beispiel einer polnischen 24h-Betreuerin verdeutlicht, die sich in der Schweiz rund um die Uhr um einen pflegebedürftigen Mann kümmert: Ihre beiden bettlägerigen Eltern leben in einem privaten Pflegeheim im Osten Polens, wo aufgrund des Pflegenotstands dreissig pflegebedürftige Menschen von gerade mal einer Köchin und einer Hilfspflegerin umsorgt werden (vgl. Schilliger 2014). Die Krise der sozialen Reproduktion wird also zunehmend aus wohlhabenden Ländern und Haushalten in die ärmeren Herkunftshaushalte und -länder verschoben.

Wie dieser kurze Blick auf heutige Care-Verhältnisse verdeutlicht, hat sich das Thema der Haus- und Sorgearbeit auch im 21. Jahrhundert nicht erledigt, wie Marx und viele seiner Anhänger vielleicht geglaubt haben. Weder die Technologisierung der Reproduktionsarbeit noch deren Kommodifizierung haben sich signifikant ausgewirkt auf das grosse Ausmass der Care-Arbeit, die weiterhin tagaus tagein vorwiegend von Frauen unbezahlt erledigt wird – meist zusätzlich zur eigenen Erwerbsarbeit. Im Gegenteil: Das Volumen der erforderlichen Care-Arbeit dürfte eher zunehmen, einerseits wegen der wachsenden Anforderungen, die an Kinder gestellt werden, andererseits aufgrund der Zunahme an pflegebedürftigen Menschen.

Ganz im Sinn von Marx sollten wir uns nun nicht nur damit aufhalten, die Welt zu interpretieren, sondern auch versuchen, diese zu verändern. Aus einer von Marx inspirierten Perspektive geht es darum, die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse ins Zentrum einer gesellschaftlichen Transformation zu stellen. Die Frage der gesellschaftlichen Organisation von Care-Arbeit hat dabei ein riesiges Potenzial, denn daran lassen sich zentrale gesellschaftspolitische Fragen festmachen, wie jene nach einer grundsätzlich anderen Gestaltung von sozialen Beziehungen. Inspirierend sind hierzu Bewegungen und Akteure, die für eine ›Care-Revolution‹ und damit für einen grundlegenden Perspektivenwechsel plädieren und dabei an alltägliche Erfahrungen einer Vielzahl von Menschen anknüpfen. Dabei geht es um die Forderung, ›Care‹ in einem umfassenden Sinn – als Sorge für sich und andere in verschiedensten gesellschaftlichen Feldern – ins Zentrum politischen Handelns zu stellen und Wachstumszwang sowie Profitmaximierung entschieden zurückzudrängen (vgl. Winker 2015). »Her mit dem schönen Leben« – genügend Zeit für Sorgearbeit, für politisches und zivilgesellschaftliches Engagement sowie für Musse (bei gleichzeitiger sozialer Absicherung) –, so lautet die konkrete Utopie. Selbstverständlich muss diese gesellschaftliche Transformation gleichzeitig auch den Anspruch haben, jegliche Herrschaftsstrukturen entlang von Geschlecht, Klasse, Herkunft und Hautfarbe aufzubrechen.

Fussnote

1 Der Begriff Care-Arbeit bezeichnet die alltägliche Sorge für und Versorgung von Menschen. Dabei kann unterschieden werden zwischen direkter Care-Arbeit (z. B. Betreuung von Kindern, Pflege von älteren Menschen) und indirekter Care-Arbeit (Hausarbeit, die im Zusammenhang mit direkter Care-Arbeit anfällt: Putzen, Waschen etc.). Mit dem Care-Begriff werden nun stärker der Arbeitsinhalt und Beziehungsaspekte mitreflektiert.

Literatur

Bakker, Isabella (1994): *The Strategic Silence: Gender and Economic Policy*. London/Ottawa

Bourdieu, Pierre (2000): *Das religiöse Feld. Texte zur Ökonomie des Heilsgeschehens*. Konstanz

Federici, Silvia (2012): *Aufstand aus der Küche. Reproduktionsarbeit im globalen Kapitalismus und die unvollendete feministische Revolution*. Münster

Federici, Silvia (2017): *Über Marx hinaus. Feminismus, Marxismus und die Frage der Reproduktion*. In: *Luxemburg – Gesellschaftsanalyse und linke Praxis*, Nr. 2/3, S. 86–93

Haubner, Tine (2017): *Die Ausbeutung der sorgenden Gemeinschaft. Laienpflege in Deutschland*. New York/Frankfurt

Madörin, Mascha (2010): *Care Ökonomie – eine Herausforderung für die Wirtschaftswissenschaften*. In: Christine Bauhardt und Gülay Çağlar (Hrsg.): *Gender and Economics*. Wiesbaden, S. 81–104

Marx, Karl (1867): *Das Kapital*, Band 1. In: MEW 23, Berlin

Pühl, Katharina und Alexandra Manske (2010): *Zur Einführung*. In: Dies. (Hrsg.): *Prekariisierung zwischen Anomie und Normalisierung. Geschlechtertheoretische Bestimmungen*. Münster, S. 7–23

Schilliger, Sarah (2014): *Pflegen ohne Grenzen? Polnische Pendelmigrantinnen in der 24h-Betreuung. Eine Ethnographie des Privathaushalts als globalisiertem Arbeitsplatz*. Dissertation, Universität Basel

Streckeisen, Peter (2014): *Soziologische Kapitaltheorie. Marx, Bourdieu und der ökonomische Imperialismus*. Bielefeld

Wichterich, Christa (2010): *Sorge, Marktökonomie und Geschlechtergerechtigkeit – das Vereinbarkeitsproblem der Politik*. Gunda Werner Institut

Winker, Gabriele (2015): *Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft*, Bielefeld